ONLINE TAGUNG "KUNST UND GEBRECHEN", 5.-7. NOVEMBER 2020

AKTUELLES PROGRAMM UND ABSTRACTS

Meeting-Link:
https://uni-salzburg.webex.com/uni-salzburg-de/j.php?MTID=m17ae2959d206ccfca538d3e3dddd28c6
Meeting-Kennnummer: 137 408 2685
Passwort:Vgt6khxJi37

Konzeption und Organisation: Hildegard Fraueneder, Nora Grundtner, Manfred Kern

Paris-Lodron-Universität Salzburg / Universität Mozarteum, Kooperationsschwerpunkt Wissenschaft und Kunst, Programmbereich “Figurationen des Übergangs"

Information: Silvia Amberger / Tel.: +43 662 8044 2377 / silvia.amberger@sbg.ac.at / w-k.sbg.ac.at/figurationen-des-uebergang

PROGRAMM

DONNERSTAG, 05.11.2020

9:30 Uhr: Begrüßung und Einführung

10:00 Uhr: Nelly Janotka (München): Prothesen in der Body Art. Zwischen

Selbstermächtigung, (Dys-)Funktion und Posthumanismus

Pause: 11:00-11:15 Uhr

11:15 Uhr: Julia Hinterberger (Salzburg): "... selten war in einer Krankheitsgeschichte die Szene derart effektvoll gestellt.“ Maria Theresia Paradis in der Populärkultur

12:15 Uhr: Romana Sammern (Salzburg): Weiblichkeit als Gebrechen. Von Sofonisba Anguissola bis Amanda Palmer

Mittagspause: 13:15-15:00 Uhr
15:00 Uhr: Max Pommer (Jena): „Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß...“ – Max Klingers tauber Beethoven und die erlösende Macht der Musik

16:00 Uhr: Andreas Emmelheinz (Frankfurt): Krankheit und (Alters)Gebrechen in Goyas Spätwerk

Pause 17:00-17:15 Uhr

17:15 Uhr: Peter Deutschmann (Salzburg): Wie das Stottern aus Gogols Mantel kam

FREITAG, 06.11.2020

9:30 Uhr: Georg Danek (Wien): Der Dichter als blinder Seher: Teiresias, Demodokos, Homer

10:30 Uhr: Dorothea Weber (Salzburg): Dichtung und Wahnsinn: Der Fall Lukrez

Pause: 11:30-12:00 Uhr

12:00 Uhr: Marlen Mairhofer (Salzburg): „Ich war ja nicht krank – ich war nur krank, aber ganz anders.“ Bachmanns (Patho?-)Texte

Mittagspause 13:00-14:30 Uhr

14:30 Uhr: Ronny F. Schulz (Kiel): Zur Inszenierung körperlicher Defizite als Manifestation poetischer Potenz in Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’

15:30 Uhr: Daniel Ehrmann (Salzburg): Buckel, Blutsturz und das tägliche Befinden. Widerständige Körperlichkeit im Zeitalter der Autonomie (Lichtenberg, Schiller, Stifter)

Pause 16:30-17:00 Uhr

17:00 Uhr: Gregor Schuhen (Koblenz-Landau): Kranke Genies. Zum Verhältnis von Versehrtheit und Kreativität bei Miguel de Cervantes und Thomas Mann

SAMSTAG, 07.11.2020

10:30 Uhr: Jana Graul (Hamburg): Wenn der frühneuzeitliche Künstler erkrankt: Destruktive Kraft mit kreativem Potenzial

11:30 Uhr: Céline Roussel (Paris): Was wäre Blindheit ohne das Wort des Blinden? Das subversive Potenzial autobiographischer Werke dreier blinder Autoren in der zeitgenössischen Literatur

12:45 Uhr: Resümee und Ausklang

ABSTRACTS

Nelly Janotka (München)

Prothesen in der Body Art. Zwischen Selbstermächtigung, (Dys-)Funktion und Posthumanismus

Die medizinische Definition versteht Prothesen als bloßen Ersatz und technische Hilfsmittel von Körperteilen. Allerdings zieht die Prothese zunehmend aus dem medizintechnischen Bereich aus und findet in Popkultur, Design und Kunst neue Anwendungsgebiete. Gerade die zeitgenössische Body Art bringt dabei Arbeiten hervor, die das allgemein verbreitete medizinische Konzept hinterfragen und erweitern. Ist die Kunst also in der Lage, Freiräume zu schaffen, um ein Objekt, das gemeinhin „Behinderung“ markiert, in ein Mittel der Selbstermächtigung umzudeuten?

Die an den Unterschenkeln und Fingern amputierte Künstlerin Lisa Bufano widersetzte sich mit ihren an den Surrealismus erinnernden Tischbein-Prothesen normierenden Ansprüchen an den menschlichen Körper; auch Mari Katayama übernimmt die Definitionsmacht über ihren Körper, indem sie ihn mit Körpererweiterungen geschmückt in Selbstportraits bewusst zur Schau stellt; und wenn Stelarc, der im Alltag nicht auf Prothesen angewiesen ist, seinen mechanischen dritten Arm anlegt, treibt er die Idee der Leistungssteigerung und Optimierung körperlicher Funktionen durch Prothesen ins Extreme und verweist auf die Idee des

Menschen als „Mängelwesen“ oder „homo protheticus“ per se – wobei die Grenze zwischen Cyborg-Technologie und Prothetik verschwimmt.

Gerade durch die Gegenüberstellung durchaus unterschiedlicher künstlerischer Auseinandersetzungen mit Prothesen wird deutlich, dass der ‚menschliche Körper‘ einen Begriff darstellt, dessen Definition sich verschieben und sogar auflösen lässt. Wo endet unser Körper? Wann ist er „ganz“ und „gesund“, wann ist er es nicht und wann gilt er als erweitert?

Die Prothese kann solche Fragen besonders gut illustrieren, da sie einerseits weder ausschließlich der Technik noch nur dem Körper zuzurechnen ist und andererseits heute kaum noch eindeutig zu beantworten ist, wann die Prothetik allein körperlichen „Mangel“ oder Verlust ausgleichen soll und wann sie anderweitigen Absichten und (Zukunfts-)Ideen dient.

Nelly Janotka studierte Kunstgeschichte und Museologie an der Universität Heidelberg und der École du Louvre, Paris sowie Kulturwissenschaften, Kulturmanagement und BWL in Lüneburg und Arles (F). Seit 2018 promoviert sie zu Kunstreproduktionen von IKEA und ist momentan Stipendiatin des Landes Baden-Württemberg am Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München.

Julia Hinterberger (Salzburg)

„[…] selten war in einer Krankheitsgeschichte die Szene derart effektvoll gestellt“ – Maria Theresia Paradis in der Populärkultur

Der literarische und filmische Blick der Nachwelt auf die blinde Pianistin, Komponistin und Pädagogin Maria Theresia Paradis (1759–1824) steht im Fokus des Vortrags, der einem Zweischritt folgt: Der erste, mit dem Titel „Maria Theresia Paradis – Leben und Wirken eines ‚gesichtslosen Frauenzimmers‘“ überschriebene Abschnitt skizziert anhand zeitgenössischer Quellen und aktueller Forschungen die wichtigsten biographischen und wirkungsgeschichtlichen Eckdaten der Musikerin. Gegenübergestellt werden diesen Fakten in einem zweiten, als „Maria Theresia Paradis – Märchen, Mythen, Halbwahrheiten“ betitelten Teil die mitunter kuriosen Ausflüsse der populärkulturellen Paradis-Rezeption, deren zentrale, oftmals zu Stereotypen geronnene Narrative es anhand der Trias Weiblichkeit – Gebrechen – Künstlerinnentum zu beleuchten gilt.

Julia Hinterberger (geb. 1978); seit Februar 2014 Assistenzprofessorin für Historische Musikwissenschaft an der Universität Mozarteum Salzburg, zugleich Mitglied des Arbeitsschwerpunktes Salzburger Musikgeschichte; im Rahmen einer Qualifizierungsstelle Habilitationsprojekt zum Thema „Musik und kulturelle Identität. Musikkultur in der Stadt Salzburg 1914–1955“; Forschungsschwerpunkte: Salzburger Musikgeschichte, Österreichische Musikgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, Musik in Diktaturen, Neue Musik, Rezeptionsforschung, Intermedialitätsforschung mit besonderer Berücksichtigung der Schnittstelle Musik und Literatur; Herausgeberin der vierbändigen Reihe *Geschichte der Universität Mozarteum Salzburg*.

Romana Sammern (Salzburg)

Weiblichkeit als Gebrechen. Von Sofonisba Anguissola bis Amanda Palmer

Der Vortrag fragt nach Parallelisierungen von Weiblichkeit und körperlichen Gebrechen auf der strukturellen Ebene der Biographik. Ausgehend von Maike Christadlers wegweisender Untersuchung zum Verhältnis von Kreativität und Geschlecht in der Kunstgeschichtsschreibung verfolgt er den Topos der Künstlerin als ‚wundersam' und Ausnahmeerscheinung in der Historiografie von seinem Begründer Vasari und den Erwiderungen seiner Zeitgenossin Sofonisba Anguissola im 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Romana Sammern ist wissenschaftliche Mitarbeiterin des Programmbereichs "Figurationen des Übergangs" der interuniversitären Kooperation Wissenschaft und Kunst zwischen Paris-Lodron-Universität Salzburg und Universität Mozarteum. Seit der Dissertation "Hurenbilder. Ein Motiv in der Druckgraphik des 17. und 18. Jahrhunderts" (Böhlau 2014) an der Humboldt-Universität zu Berlin forscht sie zur Schnittstelle von Körper, Bild und Medizin in der Frühen Neuzeit sowie zu historischen Konzepten von Schönheit und Häßlichkeit. Publikationen u.a. zus. mit Julia Saviello Schönheit – Der Körper als Kunstprodukt. Kommentierte Quellentexte von Cicero bis Goya, Reimer 2019, DOI: http://books.ub.uni-heidelberg.de/arthistoricum/catalog/book/425); Red, White, and Black: Colors of Beauty, Tints of Health, and Cosmetic Materials in Early Modern English Art Writing in: Early Science and Medicine 20 (2015), 397-427 (peer reviewed) (open access, DOI: http://dx.doi.org/10.1163/15733823-02046p05

Max Pommer (Jena)

„Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinen Fuß…" Max Klingers tauber Beethoven und die erlösende Kraft der Musik

Max Klingers *Beethoven*, von Ludwig Hevesi als „Glanzpunkt […] der […] Geschichte der Wiener Kunstausstellung" bezeichnet, bildete 1902 das Zentrum der XIV. Ausstellung der Wiener Secession, deren Aufgabe nach zeitgenössischer Meinung darin bestand, dem „Beethoven Denkmal […] eine würdige Umrahmung zu schaffen". Damals wie heute beeindruckt die monumentale Skulptur des Leipziger Künstlers, die den tauben Komponisten auf einem opulenten Thron sitzend und nur von einem Adler begleitet zeigt. Auf felsigen Höhen einsam der Welt entrückt, scheint Beethoven in antikischer Nacktheit als „titanischer Künstlergott" inszeniert, als „Prometheus […], Inbegriff des leidenden Genius und mit dem Adler des Zeus gestraft, der ihm die Leber zerfrisst. Damit ist Klingers Werk ganz den Konventionen der Beethoven-Rezeption des 19. Jahrhunderts verpflichtet, welche die Genialität des Komponisten auf seine Taubheit zurückführte und einen wesentlichen Zusammenhang zwischen Kunst und Gebrechen erkannte. Andererseits hebt sich die Skulptur von anderen Beethoven-Darstellungen deutlich ab. Schon Klingers Zeitgenossen waren von der exaltierten Haltung des Komponisten und dem fast vom Fels stürzenden Adler ebenso irritiert wie von den rätselhaften Thron-Reliefs mit Darstellungen der christlichen und paganen Mythologie.

Mein Beitrag legt dar, dass es Klinger mit genuin bildkünstlerischen Mittel gelingt, das komplexe Verhältnis von genialem Künstlertum, Leid und Erlösung, Kunst und Gebrechen zu visualisieren. Dabei charakterisiert er die Taubheit Beethovens als Quelle seines genialen musikalischen Schaffens, das den Komponisten gleichsam vom Leid erlöst. Den Reliefs auf den Außenseiten des Throns kommt diesbezüglich eine entscheidende Bedeutung zu: In Anlehnung an die Philosophien Schopenhauers, Wagners und Nietzsches veranschaulichen sie Wesen und Macht der Musik und bereichern die Apotheose Beethovens um eine musiktheoretische Dimension.

Max Pommer studierte als Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes Kunstgeschichte und Literaturwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Seit 2016 ist er dort als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Dr. Johannes Grave beschäftigt und promoviert innerhalb des DFG-Schwerpunktprogramms ‚Ästhetische Eigenzeiten. Zeit und Darstellung in der polychronen Moderne' mit einer Arbeit zum Thema ‚Max Klingers Arbeit am Mythos'.

Andreas Emmelheinz (Frankfurt)

Krankheit und (Alters-)Gebrechen in Goyas Spätwerk
Francisco Goya (1746-1828) ist eine berühmte Übergangsfigur um 1800. Im Zentrum seiner Kunst steht der Mensch. Und so werden Krankheit, Alter und Tod in seinen Bildern und Blättern immer wieder thematisiert. In der Forschungsliteratur werden Leben und Kunst bei Goya stets aufeinander bezogen. In meinem Vortrag geht es weniger um biographische Verbindungen, als um das Alterskonzept, das ausgehend vom Melancholiediskurs für den alten Künstler konstruiert wird. Auch der meist schnell gezogenen Verbindung zwischen Alter und Wahnsinn werde ich nicht folgen. Neben Goyas „Selbstbildnis mit seinem Arzt Arrieta" wird sich der Vortrag überwiegend mit Zeichnungen befassen.

Andreas Emmelheinz studierte an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. Germanistik/Geschichte und Kunstgeschichte. Weitere Studienfächer: Pädagogik, Philosophie, Theater-, Film-und Fernsehwissenschaften. Preis des Kunstgeschichtlichen Instituts der Goethe-Universität für besondere Studienleistungen für das Referat: „Zur Geschichte der Melancholie. Das Beispiel Goya "Magister Artium 2007:„Deutschlandbild und Kollektives Gedächtnis im Roman der Nachwendezeit (Ch. Wolf, W. Hilbig, Ch. Hein)". Dissertationsprojekt: „Goya, die Melancholie und das Kunst-und Künstlerselbstverständnis am Beginn der Moderne".
Publikationen: Goyas Capricho 43. Rezension von Helmut C. Jacobs: Der Schlaf der Vernunft. Goyas Capricho 43 in Bildkunst, Literatur und Musik, Basel 2006; in: Mitteilungen der Carl Justi –Vereinigung zur Förderung der kunstwissenschaftlichen Zusammenarbeit mit Spanien und Portugal, 23./ 24. Jahrgang 2011/12, S. 164-168. Ambiguität in Goyas Caprichos; in: Scholz-Hänsel/ SánchezCano (Hg.):Spanische Kunst von El Greco bis Dalí. Ambiguitäten statt Stereotype (Publikation der Vorträge der kunsthistorischen Sektion des 19. Hispanistentages 2013), Berlin 2015, S. 283-301.

Peter Deutschmann (Salzburg)

Wie das Stottern aus Gogol's *Mantel* kam.
Der Beitrag macht auf drei Personen der neueren russischen Kulturgeschichte aufmerksam, die eine mehr oder weniger deutliche Artikulationsstörung haben und sich dennoch überaus intensiv mit Sprache und Literatur beschäftigt haben oder beschäftigen. Die Rede wird sein vom Kulturhistoriker und Semiotiker Jurij Michajlovič Lotman (1922-1993), vom klassischen Philologen und Verstheoretiker Michail Leonovič Gasparov (1930-2005) sowie von Vladimir Sorokin (*1955), nach Meinung vieler einem der originellsten Autoren der russischen Literatur. Wie hängt deren „maximalistischer" Zugang zu Sprache und Kultur mit ihrem Stottern zusammen? Dies wird erörtert im Rückgriff auf Nikolaj Gogol's Erzählung *Šinel'* (Der Mantel, 1835), die Gegenstand von kontroversen Lesarten geworden ist: Den einen gilt die Erzählung vom raschen Sterben eines kleinen Beamten als Beginn einer realistischen Darstellung der Leiden und Sorgen „kleiner Leute", die formalistische Lesart betont dagegen

mit dem Ausdruck *skaz* die groteske Erzählerrede und deklassiert die *story* zum „menschelnden“ Inhalt. Die Artikulationsstörung Stottern ist dadurch gekennzeichnet, dass in ihr sprachlich-kulturelle, psychische und körperliche Aspekte konvergieren, was sie zum idealen Thema von *Kunst & Gebrechen* macht.

Peter Deutschmann (*1968) ist seit 2013 Professor für Slawische Kultur- und Literaturwissenschaft an der Universität Salzburg. Studium von Slawistik und Germanistik in Graz, dortselbst Promotion (2001) und Habilitation (2012). Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der russischen und tschechischen Literatur und Kultur sowie der allgemeinen Literatur- und Kulturtheorie (vgl. www.academia.edu [Peter Deutschmann])

Georg Danek (Wien)

Der Dichter als blinder Seher: Teiresias, Demodokos, Homer

Homer als „Blinder Sänger“ ist eine Legende, die schon in der Antike erfunden wurde, weil man über die Person des Dichters von Ilias und Odyssee keine Information hatte. Die Legende nahm ihren Ausgang von dem blinden Sänger Demodokos, der in der Odyssee beschrieben wird. Von ihm sagt der Erzähler, dass ihm die Muse etwas Gutes und etwas Schlechtes verlieh: Sie raubte ihm das Augenlicht, verlieh ihm aber die Gabe des Gesangs. Diese Formulierung basiert auf dem Denkschema der binären Opposition, das an etlichen Beispielen aus der Ilias illustriert werden soll. Vor diesem Schema weist der Fall des blinden Sängers ein Spezifikum auf: Hier ist der Mangel explizit nicht nur als Minderbegabung, sondern als Defekt markiert. Ähnlich ist es mit dem Gott Hephaistos, der von Geburt an lahm ist, aber der Künstler unter den Göttern schlechthin ist. Auch bei ihm stellt Homer aber kein Kausalverhältnis zwischen Gebrechen und Genie her. Den Schlüssel zum Verständnis bietet der blinde Seher Teiresias: Er sieht Dinge, die andere Menschen nicht sehen, und hier sagt die spätere Überlieferung explizit, dass seine Sehergabe den Verlust des Augenlichts kompensiert. Vor diesem Hintergrund möchte ich die Fähigkeit eines epischen Sängers, eine Welt im Lied zu erfassen, als analoges Phänomen beschreiben: Demodokos kann über Ereignisse berichten, die er weder als Augenzeuge miterlebt noch von Augenzeugen erfahren haben kann. Die „historische Wahrheit“, transportiert durch die Musen, entsteht vor seinem inneren Auge. Südslawische epische Sänger des 20. Jahrhunderts haben dieses Phänomen im Gespräch mit Forschern zu erklären versucht.

Georg Danek, geb. 1957 in Wien, 1976–1982 Studium der Klassischen Philologie, Universität Wien, Mag. phil., 1984–1997 Universitätsassistent, Institut für Klassische Philologie, Wien, 1986 Dr. phil., 1996 Univ.-Doz. (Venia für „Klassische Philologie“), 1997 Außerordentlicher Universitätsprofessor. Themenschwerpunkte: frühgriechische Epik, Homer und Südslawische Epik, altgriechische Musik sowie Rezeption der antiken Literatur.

Dorothea Weber (Salzburg)

Dichtung und Wahnsinn: Der Fall Lukrez

Studium der Klassischen Philologie und der Klassischen Archäologie an der Universität Wien, Promotion mit einer Arbeit zu Aviens Phaenomena, einem Lehrgedicht der lateinischen Spätantike. Mehrjähriges Forschungsprojekt über Augustinus-Werke in Handschriften österreichischer Bibliotheken sowie Mitarbeit an mehreren Editionsprojekten in den Bereichen der lateinischen Patristik und des lateinischen Barocktheaters. Im Rahmen

der ÖAW: Editionstätigkeit für das Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum (CSEL); Veröffentlichungen zu Themen und Texten der römischen Antike, des Mittelalters und des lateinischen Barocktheaters. 1998 Habilitation an der Universität Wien für Klassische Philologie–Latein mit der Edition von Augustinus, De Genesi contra Manichaeos (CSEL 91). 2003 und 2004 Gastprofessur Latinistik an der Universität Graz, seit 2012 Professur für Latinistik an der Universität Salzburg, Leiterin der Arbeitsgruppe CSEL. Mitglied des International Editorial Board der Zeitschrift Wiener Studien; Beteiligung an mehreren internationalen Forschungsprojekten.

Marlen Mairhofer (Salzburg)

„Ich war ja nicht krank – ich war nur krank, aber ganz anders.“ Bachmanns (Patho?-)Texte

In der Rezeption von Leben und Werk Bachmanns werden Aspekte des Pathologischen oft (über)betont, die Umstände ihres Todes schon unmittelbar danach als eine Art im Prosawerk angelegter selbsterfüllender Prophezeiung gehandelt. Gleichzeitig kreist Bachmanns unvollendetes Prosa-Projekt *Todesarten* um mehr oder minder subtile Formen (weiblichen) Zugrundegehens: Franziska Ranner und Fanny Goldmann werden als „Fälle“ ausgewiesen; in *Malina* wird die Beziehung zwischen dem Ich und Ivan in Metaphern der Injektion und Infektion gedacht. Dass Bachmann für die Traumschilderungen in *Malina* auf eigene Traumerlebnisse zurückgriff, gilt seit dem Erscheinen des Bandes *Male oscuro* (2017) als belegt.

In Bachmanns *Rede an die Ärzteschaft*, die gemeinsam mit Traumnotaten und autobiografischen Notizen in eben diesem Auftakt-Band der Salzburger Bachmann-Ausgabe veröffentlicht wurde, spricht eine Frau von den Folgen dessen, sich mit dem Krankheitsnarrativ, das ihr von medizinischen Autoritäten auferlegt wird, nicht identifizieren zu können. Anstatt sich in einen Kanon typisch weiblicher Gebrechen einordnen zu lassen, begreift sie ihre Symptome mit Georg Groddeck, einem der ersten Gewährsmänner der Psychosomatik, als individuelle und ‚kreative‘ Äußerungen.

Aber rechtfertigt das die fortwährend betriebene Lektüre der Texte Bachmanns als ‚Patho-Texte‘? Wie kann ein verantwortungsvoller wissenschaftlicher Umgang mit derartig prekären Konstellationen erfolgen, der weder die Augen vor den Tatsachen verschließt, noch überbetont, was letztlich privat und daher unantastbar bleibt?

Marlen Mairhofer studierte Germanistik in Salzburg. Nach dem Abschluss 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Stefan Zweig Zentrum sowie Marie-Andeßner-Stipendiatin. Seit 2018 Univ. Ass. am FB Germanistik Salzburg. Forschungsaufenthalt in Durham, UK. Arbeitet an einer Dissertation zu ‚Körper und Schrift bei Ingeborg Bachmann und Marlen Haushofer‘. Jüngst erschienen: „Lesen, Schreiben, Schreiben, Lesen. (Auto-)Lektüren in Marlen Haushofers Romanen“, in: Leseszenen. Poetologie, Geschichte, Medialität. Winter-Verlag 2020.

Ronny F. Schulz (Kiel)

Zur Inszenierung körperlicher Defizite als Manifestation poetischer Potenz in Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’

Im 13. Jahrhundert formiert sich auch in der deutschsprachigen Lyrik der Topos vom (körperlich) gebrechlichen oder gar blinden Dichter. Zum Teil mag dies auf antike Traditionen zurückzuführen sein, in jedem Fall aber auf die Entdeckung einer ‚neuen' Körperlichkeit im Sang: Wurde im Minnesang des 12. Jahrhunderts der Körper des Sänger-Ichs nur selten thematisiert, so werden nun neue Akzente gesetzt. Ein exzeptionelles Zeugnis liefert in verschiedener Hinsicht Ulrichs von Liechtenstein *Frauendienst*, in dem das Erzähler-Ich in epischer Breite u.a. die Operation seiner Lippenspalte und das Abschneiden eines Fingers (für seine Dame) inszeniert.
Mit dem *Frauendienst* liegt ein literarisiertes ‚Leben' vor, das auf andere narrative Texte reagiert. Gerade dies gibt Anlass, die körperliche Versehrtheit als Signum dichterischer Potenz und Expertise zu lesen. In dem Vortrag soll diskutiert werden, wie die Thematisierung körperlicher Defizite und ihre Inszenierung als ein Mittel in der Vormoderne eingesetzt werden, ein dichterisches Alleinstellungsmerkmal zu konstruieren. Dies wird im *Frauendienst* besonders deutlich, wenn sich das Erzähler-Ich und seine poetologisch zu lesenden „disiecta membra" (Horaz) inszeniert und sich somit bewusst von den körperlichen Gebrechen der anderen Figuren abgrenzt.

Ronny F. Schulz studierte Ältere Deutschen Philologie und Philosophie an der Technischen Universität Berlin sowie Romanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Promotion zur „Wahrnehmung des Neuen in der Literatur des 16. Jahrhunderts" (veröffentlicht 2018). Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und Lehrbeauftragter an der Universität Potsdam. Forschungsschwerpunkte u.a.: Kulturwissenschaftliche Mediävistik, deutsch-romanische Literaturbeziehungen, Mythenrezeption, Lyrik.

Daniel Ehrmann (Salzburg)

Buckel, Blutsturz und das tägliche Befinden. Widerständige Körperlichkeit im Zeitalter der Autonomie (Lichtenberg, Schiller, Stifter)

Daniel Ehrmann, geboren 1985. Studium der Germanistik und Geschichte in Salzburg.
Seit 2007 an Editionen u.a. der Hist.-Kritischen Gesamtausgabe von Stifters Werken und Briefen und von Goethes Propyläen beteiligt, seit 2010 Lehrtätigkeit in Salzburg.
Magisterabschluss 2010 mit einer Arbeit zu Stifters Rückbezügen auf Goethe.
2014-2017 DOC-Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Seit 2017 Universitätsassistent in Salzburg. 2020 Promotion mit der Arbeit „Kollektivität. Geteilte Autorschaften und kollaborative Praxisformen 1770-1840".
Habilitationsprojekt: „Aggregation. Relationalität und die Konstellationen der Literatur (1650 – 1950). Für ein literarhistorisches Modell mittlerer Reichweite".
Arbeitsschwerpunkte: deutsche Literatur vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, insbesondere ‚Goethezeit'; Materialität und Medialität der Literatur; Autorschaft; Wissensgeschichte; Literatur und Kunst; künstlerische Polemik.

Gregor Schuhen (Koblenz-Landau)

Kranke Genies. Zum Verhältnis von Versehrtheit und Kreativität bei Miguel de Cervantes und Thomas Mann
Zwischen Miguel de Cervantes' *Don Quijote* und Thomas Manns *Doktor Faustus* liegen mehr als dreihundert Jahre Welt- und Literaturgeschichte. Hier ein verrückter Hidalgo, der als Ritter

verkleidet gegen Windmühlen und Schafsherden kämpft, dort ein besessener Komponist, der einen Pakt mit dem Teufel eingeht, um noch genialer zu werden. Auf den ersten Blick liegt nichts ferner als diese beiden Romane miteinander zu vergleichen. Gleichwohl stehen in beiden Klassikern männliche Hauptfiguren im Zentrum, die aus medizinischer Sicht als obsessiv und versehrt bezeichnet werden müssen. Sowohl Cervantes als auch Mann bedienen sich bei der Konzeption ihrer Titelhelden nicht nur ausgiebig bei literarischen Vorläufern, sondern auch bei pseudomedizinischen Diskursen ihres jeweiligen intellektuellen Kontextes. Dabei steht die Narrativierung eines bereits seit der Antike zirkulierenden Topos zur Diskussion, den man gemeinhin als „Genialisierung durch Krankheit" bezeichnet. Auf sehr unterschiedliche Weise verkörpern die beiden Figuren diesen Mythos, der einem teilweise heute noch vor allem in Künstlerbiografien begegnet. Im Vortrag soll diesem Phänomen sowohl unter literaturwissenschaftlichen als auch medizinhistorischen und genderspezifischen Aspekten nachgegangen werden.

Gregor Schuhen studierte Romanistik und Anglistik in Siegen und Paris. Promotion über Sexualität und Geschlecht im Werk von Marcel Proust; Habilitation über Männlichkeiten im spanischen Schelmenroman. 2010–2017 Juniorprofessor für Romanische und Allgemeine Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Men's Studies an der Universität Siegen. Seit 2017 Professor für Romanistik/Literaturwissenschaft an der Universität Koblenz-Landau. Forschungsschwerpunkte in der Französischen Literatur vom 17. bis 21. Jh. im europäischen Kontext, Gender und Masculinity Studies, Literatursoziologie, Wissenschaftsgeschichte.

Jana Graul (Hamburg)

Wenn der frühneuzeitliche Künstler erkrankt: Destruktive Kraft mit kreativem Potenzial

In einem Brief an den damals 25-jährigen Michelangelo redete Lodovico Buonarroti seinem arbeitseifrigen Sohn ins Gewissen, mehr auf sich und seine Gesundheit zu achten. Der väterliche Appell schließt mit den Worten: „halte dir vor Augen, dass du in deinem Beruf, solltest du krank werden – Gott bewahre dich davor – verloren wärst." Die Sorge darum, krankheitsbedingt nicht arbeiten und das eigene Auskommen sichern zu können, spricht auch aus vielen Selbstzeugnissen frühneuzeitlicher Künstler, die ihre körperlichen Leiden wiederkehrend thematisieren. Einerseits existentielle, mit dem Tod verbundene Bedrohung, ernsthafte Beeinträchtigung des Kunstschaffens oder aber dessen negative Folge, figurieren Erkrankungen in diesem Zusammenhang gleichwohl auch als Quell künstlerischer Inspiration und die Kunstproduktion als Therapie. Der Vortrag fokussiert auf dieses ambigue Verhältnis von körperlicher Indisposition, Kunst und dem Schöpferischen in Bildern und kunstliterarischen Texten der Frühen Neuzeit und fragt nach seinen theoretischen Implikationen.

Jana Graul war langjährig am KHI/ Max-Planck-Institut Florenz tätig, u.a. als Wissenschaftliche Assistentin und PhD-Fellow in Abteilung Nova, dort Mitarbeit an dt. komment. Ausgabe der *Vite* Vasaris (Wagenbach). Weitere Stipendien u.a. v. DAAD, Istituto Nazionale Studi sul Rinascimento, Henkel-Stiftung u. Studienzentrum Venedig. 2019 Abgabe Doktorarbeit zu Neid als Künstlerlaster in der Frühen Neuzeit, ausgezeichnet mit Publikationspreis der Bibliotheca Hertziana. Seit 11/2019 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kolleg-Forschergruppe BildEvidenz, FU Berlin.

Céline Roussel (München)
Was wäre Blindheit ohne das Wort des Blinden? Das subversive Potenzial autobiographischer Werke dreier blinder Autoren in der zeitgenössischen Literatur

Den wesentlich stereotypischen Vorstellungen widersprechend, welche Blindheit mit einer Lebenstragödie, mit Dunkelheit und Farblosigkeit gleichsetzen, überraschen die literarischen Werke von den blinden Schrifsteller*innen Jacques Lusseyran (1924-1971), John Martin Hull (1935-2015) und Georgina Kleege (1956 -) durch ihre farbenfrohen und abwechslungsreichen Aspekte sowie durch ihr in vielerlei Hinsicht subversives Potenzial. In diesen Widerstandswerken, die sich dem üblichen, von sehenden Personen gepflegten Diskurs über Blindheit entgegensetzen, greifen die Autor*innen auf narratologische, rhetorische sowie lexikalische Waffen auf, um letztendlich den sogenannten „préjugé de la cécité“ (einen Begriff von dem blinden französischen Intellektuellen aus der Zwischenkriegszeit Pierre Villey) abzubauen. Entsprechend tragen sie nicht nur zu einem Blickwechsel über Blindheit bei; indem sie das literarische Wort für sich selbst zurückerobern, gewähren sie auch Blindheit einen tieferen Sinn und eine künstlerische Kraft. Somit wird sie, in ihrer Fülle dargestellt, Anlass zur Feier und zur Ästhetisierung der Wirklichkeit.

Céline Roussel, ehemalige Studentin an der ENS von Paris und aktuelle wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ludwig-Maximilians-Universität von München im Gebiet Sprachpraxis und Landeskunde Französisch, beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit der Darstellung von Behinderung in Literatur und Kultur. Sie interessiert sich in erster Linie für die Lebenserzählungen der Personen, die Behinderung und Beeinträchtigungen erleben und bereitet eine Dissertation in Vergleichender Literaturwissenschaft vor, über das Thema „Blindheit, Diskurs und Selbstdarstellungen in den autobiographischen Schriften blinder Menschen vom 19. Jahrhundert bis heutzutage“. Neben anderen Veröffentlichungen ist sie Mitherausgeberin zweier Sammelbände (*Jacques Lusseyran entre cécité et lumière*, 2019 und *Discours et représentations du handicap. Perspectives culturelles*, 2019).